

„Wir feiern und besingen uns selbst“

Zum Menschenbild der Lieder in amerikanischen Gesangbüchern

1. Einleitung

Die Überschrift modifiziert eine Strophe von Walt Whitman; er schreibt in der Ichform. Die Wirform dient hier als Leitmotiv für die Frage, wie wir selber in den Kirchenliedern vorkommen. Um den Wandel in der menschlichen Selbsteinschätzung herauszuarbeiten, habe ich Liedertexte untersucht, die etwas über den Menschen aussagen. Die Lieder stehen seit ca. 150 Jahren in den USA in Gebrauch.

Warum singen wir Lieder? Paulus schrieb, die Christen sollten einander lehren und ermahnen mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen Liedern (Kol 3, 16). Wir geben Gefühlen Ausdruck, bald frohen, bald traurigen; wir atmen den Geist reiner christlicher Frömmigkeit und Liebe; wir lehren die Jungen und Unerfahrenen beten; wir trösten, erwecken Verantwortung, beleben Glaube, Hoffnung und Liebe; und vor allem bringen wir Gott, dem Schöpfer, Lob. Bewußt und unbewußt werden wir durch die Gedanken der Liederdichter beeinflusst.

Was denken wir dabei über unser eigenes Wesen? Ich habe dazu zwar nur eine Auswahl der vielen hundert Gesangbücher befragt; aber wichtiger als die Auswahl ist der Umstand, wer sie wann benutzt. Und wichtiger als die Verfasser ist, was die Gemeindeglieder über sich selber beim Singen aussagen. Die konfessionelle Position spielt im übrigen keine wesentliche Rolle; denn die Lieder sind weithin Allgemeingut.

Wir vergleichen hier also nicht die theologischen Lehrmeinungen von Konfessionen, sondern verfolgen die Entwicklung des Menschenbildes, so wie es in den letzten ca. 150 Jahren beim Singen zum Ausdruck gekommen ist. Natürlich muß man dabei immer in Rechnung stellen, daß die persönlichen Präferenzen der Versammlungsleiter bei der Liedauswahl für die Gemeinden gewisse Akzente setzen. Zudem werden Lieder oft nicht nach dem Sinn (oder Unsinn) des Textes ausgesucht, sondern nach der Melodie.

2. Der Mensch als „Wurm“

Die englischsprachige Welt verdankt Isaac Watts (1674–1748) überaus viel für seine Liederdichtungen. Der Psalmgesang war damals dermaßen heruntergekommen, daß man etwas Neues brauchte; und das gab Watts. Beim Lesen seiner Sammlung „Hymns and Spiritual Songs in Three Books“ (ich verwende ein Exemplar von 1812) entdecken wir ein subjektives Annehmen der Erlösung. Ist die Erlösung erst einmal vollendet, bleibt für den Menschen nichts weiter zu tun. Er darf sich bereits des himmlischen Segens erfreuen und ebenso an das schreckliche Schicksal des Sünders denken. Watts: „Er hat meine nackte Seele gekleidet und mir die Erlösung geschenkt; über einen armen verschmutzten Wurm läßt er seine Gnade scheinen.“ Watts beschreibt also den Menschen mit demselben Wort, das wir heute bei der „Umweltverschmutzung“ verwenden.

Die Feinde Gottes sind gegenüber Gottes Rache hilflos, während sich die Erwählten unter den „schützenden Flügeln“ freuen dürfen. Die Lieder kennen nur zwei Sorten Menschen: Erlöste und Verdammte; es gab keine Grauzone. Jeder gehörte hierhin oder dorthin. Wie schön, zu den Erlösten zu gehören; wie schrecklich, zu den Verlorenen! Wir sollten auch nicht die glücklichen Gefühle beim Betrachten des Schicksals der Gestraften verschweigen.

Gelegentlich findet man Texte, die Gottes Verehrung aussprechen. Aber die meisten Lieder, die man im frühen 19. Jahrhundert sang, sind Ausdruck einer anderen Welt. Ich kann nicht glauben, daß sich der Mensch täglich und stündlich mit seiner Seele und mit seiner Klage über seinen verlorenen, wurmgleichen Zustand beschäftigt. Diese Lieder sind Ausdruck des unmittelbaren Verhältnisses zu Tod, Hölle und (auch wenn man weniger leicht hineinkommt) Himmel.

In meiner Sammlung befindet sich ein luthesisches Gesangbuch von 1827, dessen Inhaltsverzeichnis sich wie ein theologischer Lehrplan liest. Die Lutheraner übernahmen aus der deutschen Tradition viele Hymnen zum allmächtigen und herrlichen Gott. Und doch wird auch hier der Mensch als wertloser Sünder gekennzeichnet; er wird als von seinen wilden, wütenden Leidenschaften geschüttelt dargestellt. Eins der Lieder besteht zu vier Fünfteln aus der Verurteilung des Stolzes,

nur das Restliche ist ein Gebet um Demut. Der Mensch erscheint als voll von Falschheit und Verbrechen, als irrende, schuldige Kreatur. Nur die letzte Strophe, die Bitte um einen milden und demütigen Sinn usw., ist so etwas wie ein kleiner Lichtschein am Ende eines dunklen Tunnels. Der „Wurm“ entwickelt Wünsche. Doch für den ersten Teil des 19. Jahrhunderts gewinnt man den Eindruck, der Mensch werde lediglich entweder zum Himmel oder zur Hölle gedrängt.

3. Der Mensch als „Marionette“

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts fühlt sich das singende Gemeindeglied wie eine Marionette, deren Gedanken und Handlungen von Mächten außerhalb ihrer kontrolliert werden. Zur Illustration genügt ein Blick in das Baptist Hymn Book von 1871 (Philadelphia). Auch hier liest sich das Inhaltsverzeichnis wie ein theologischer Lehrplan. Der Teil über den Menschen ist gegliedert in: verloren, gewarnt und gerufen, der Sünde überführt, zu Christus eingeladen, zu Christus kommend, ihn liebend, in Christus glücklich usw. bis zu: sich in Christi Willen zufrieden gebend, für Christus wirkend und für Christus streitend.

Der verlorene Mensch ist degeneriert, voller Schande, nur noch gut für Tod und Hölle. Das Gericht wartet seiner. Er hat ein törichtes, erfrorenes, störriges Herz. Er ist Sklave der Sünde, nur auf Arges und Böses aus. Das Wort „arm“ (heute gebraucht für die wirtschaftlich Unterprivilegierten) bedeutete damals in solchen Liedern soviel wie „Sünder“. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts meinte man weithin, daß sich der Mensch über seinen Seelenzustand Sorgen machte. Die Lieder bieten ihm nie versiegenderes Wasser für seinen quälenden Durst an.

Wir könnten in dieser Weise noch die übrigen Unterabschnitte über den Menschen durchgehen und würden meistens doch nichts anderes finden. Hoffnung kommt zunächst beim Abschnitt „Liebe für andere um Christi willen“ auf; aber auch hier wird man enttäuscht.

Einige der Lieder in diesem Abschnitt erreichen fast (aber auch nur fast) die Ebene verantwortungsbewußten sozialen Handelns; einige äußern Mitempfinden über Sterbende. Aber die meisten reden nur von der Liebe für die, die bereits den Herrn lieben — ein kleiner, vertrauter Kreis.

Die beiden letzten Abschnitte der Lieder über den Menschen befassen sich mit dem Wirken und Streiten für Christus. Nur eins enthält einen leichten Hinweis auf den Inhalt des Wirkens; alles übrige ist Predigt an den Sänger, die ihn zu hartem Werk ohne Angabe über dessen Wo oder Wie ruft. Zugleich wird der Sänger erinnert an Feinde, Soldaten Christi und des Kreuzes, an Rüstung, Marschieren und Siegen.

Ein anderes Buch enthält einige Lieder, die zur Zeit der religiösen Erweckungen um 1850 verfaßt wurden: das Baptist Hymnal, bearbeitet von W. H. Doane und E. H. Johnson (Philadelphia 1883). Ein Lied von 1857 ruft den Menschen zur Arbeit für Gott; sicher ein hohes Ideal. Doch leider wird nichts davon laut, um welche Arbeit es sich handelt und wie sie zu verrichten ist. Ein Lied von 1865 ruft zur Schlacht, benutzt also das Bild des Krieges im Sinn des Vormarsches der Christenheit. Das erinnert an Zeiten, da Kriege als glorreich galten, speziell wenn man zu den Siegern gehörte. Zu den „Arbeitsliedern“ ohne Inhaltsbeschreibung gehört auch das bekannte „Auf, denn die Nacht wird kommen“ von A. L. Walker Cogshill von 1865.

„Selig in Jesu Armen“ von Frances Jane Van Alstyne, „Fanny Crosby“, entstand 1868. Das Verlangen nach Zärtlichkeit ist menschlich; es mag Augenblicke geben, wo man wieder als Kind im Arm der Eltern ruhen möchte. Hier wird ein recht bequemliches Christentum angeboten.

Andere Lieder der Zeit müssen das Entzücken introvertierter Leute erregt haben. Sie wenden sich an Menschen, die sich vornehmlich mit sich selbst beschäftigen. Man ist sich bewußt, daß man entweder von Gott gebraucht wird oder zur Hölle geht. Aber dieses Bewußtsein erzeugt nur Ruhe oder Unruhe. Man empfindet sich wie ein Blatt, das dahin treibt, wohin der Wind will.

Die Lieder des späten 19. Jahrhunderts behandeln vor allem das Verhältnis zwischen Gott und dem Menschen. Der Mensch verfügt über wenig Männlichkeit oder Initiative. Er kommt zu Christus der Erlösung wegen. Er wird zur Arbeit gerufen, solange er kann; aber der Zweck der Arbeit wird allenfalls angedeutet.

Viele solcher Lieder bringen die Leute dazu, sich durch ein unvollständiges Christentum auszudrücken. Mancher wünscht sich frei-

lich, daß die Gemeinden mehr verlangten, zielgerichteter und weniger oberflächlich seien. Aber wir wollen uns nicht über die Autoren jener Zeit erheben; denn sie sprachen im Geist ihrer Epoche und lieferten das, was man von ihnen erwartete.

4. Der Mensch von Würde

Im 20. Jahrhundert singt der Mensch über sich selber in neuer Weise. Früher glaubte er, wie ein Wurm in seinen Sünden zu kriechen; später hoffte er, irgendwie würden ihn göttliche Kräfte in eine Lage bringen, in der er nicht anders konnte, als andere Seelen zum Himmel zu führen. Nun begreift er, daß sein Credo und sein Verhalten unauflösbar miteinander verbunden sind. Er wurde zum Individuum, verantwortlich für das Wohlergehen seines Nächsten wie des Bruders auf der anderen Seite der Weltkugel. Der Mensch des 20. Jahrhunderts befaßt sich mit dem Leben. Er ist nicht mehr ein niedriger Wurm oder ein Bauer im Schachspiel; er steht aufrecht. Er erhebt Anspruch auf Individualität, um seine jeweiligen Gaben zu gebrauchen. Er hat weitgesteckte Ziele; er weiß sich verantwortlich für die Verbesserung des Weltchicksals. Er glaubt an Menschenrechte. Mit kühnem Verstand und geistlichem Tiefgang handelt er als Bruder aller. Der „Wurm“ sah nach unten, nur mit seiner introvertierten Existenz beschäftigt; die „Marionette“ sah nach oben, ganz in Abhängigkeit vom Meister. Der Mensch von Würde sieht auch um sich herum; er möchte entdecken, wie er seine Intelligenz und geistlichen Kräfte am besten einsetzen kann. Er wendet sich seiner selbst in Würde und Autorität zu.

Das Buch *Hymns and Songs of the Spirit* (1966) enthält für unseren Zweck genügend Lieder aus dem 20. Jahrhundert. Wie auch anderswo wird hier der Mensch dazu gerufen, seinen Dienst heute zu vollziehen. In dieser Nation und Epoche voller Handel, Industrie und Geldmärkten soll der Mensch sein Leben nach dem Prinzip des Dienstes ordnen, nicht nach dem des Gewinns. Seine Beziehung zum Allmächtigen ruft ihn zu makellosem Verhalten, zur selbstlosen Hingabe an andere; er soll die heutigen Probleme lösen. Und in all dem soll er dafür danken, daß er solches Werk tun darf. Lieder von Harry E. Fosdick (1930) S. R. Harlow (1931) oder

Cl. Milton Hill (1938) verleihen dem Ausdruck: Dienst für den Frieden und an der Menschheit. Mit J. H. Holmes (1913) dankt man „für die Hände, mit denen man dienen, für die Arme, die man erheben kann, für die breiten, starken Schultern zum Tragen und für die Füße zum Erledigen schneller Aufträge“.

Der moderne Mensch betet für sich selber, daß er in dieser Welt mehr und mehr einflußreich und effektiv werde. Mit H. H. Tweedy (1929) bittet er um Verstand: „O Gott der Wahrheit, den die Wissenschaft sucht und den andächtige Seelen verehren . . . zerstreue die Schatten der Irrtumsnacht, der Ignoranz und Furcht . . .“ Mary S. Edgar (1925) bittet: „Erhebe meine Gedanken nach oben; wende meine Träume in edle Taten, in Dienste der Liebe.“

Viele Lieder sagen uns, wir seien Brüder in Selbstlosigkeit, Aufrichtigkeit, Gemeinsinn und christlicher Einheit. Schon 1908 schrieb John Oxenham: „Reicht euch die Hände, Glaubensbrüder, gleich welcher Rasse; wer meinem Vater als Sohn dient, der ist wahrhaft mein Verwandter.“ Von weltumspannender Bruderschaft und Nächstenliebe singen W. P. Merrill (1911) und H. V. Kane (1943), von christlicher Einheit R. K. Powell (1948). Der trostlose Zustand vieler Städte bot dem Menschen der Tat Anlaß, sich zu bewähren. So bereits F. M. North (1903), ebenfalls W. N. Williams (1954): „Sende deine Diener auf die Straßen, wo der Schrei der Schmerzen hallt; rufe heim die hungrigen Massen zu dem Fest, das sie erfüllt . . . Deine Kraft verändere die Straßen, reinige die Spuren der Sünde . . .“

Wir singen davon, daß wir mit dem „Obermeister“ (Master Workman) arbeiten; wir singen von unserer sozialen Verantwortung. Schon 1916 rief uns M. S. Littlefield zum Teilgeben (sharing) oder 1958 Elizabeth P. Moss: „Gewähre uns des Meisters Herz und Sinn, sein Sorgen für alle Armen und Blinden . . .“ Sprachen die Lieder früher vom siegreichen Streiter Christi, so können wir uns jetzt als Friedensstifter betrachten, wie Georgia E. Harkness 1953 schrieb: „Dein Geist werd' uns gegeben, der Erde Wunden zu heilen und bitteren Streit zu beenden.“

4. Schlußbemerkung

Bei nahezu jedem allgemeinen Liederbuch zeigt sich auf den ersten Blick, daß wir regel-

mäßig Lieder aus jeder vergangenen Generation singen. Nun besteht zwar weiterhin die Möglichkeit, daß wir Formulierungen benutzen, die den Menschen herabsetzen, das Häßliche betonen oder gar beleidigend klingen. Vor allem jedoch singen wir *die* Lieder vergangener Generationen, die eine zeitlose Botschaft enthalten. Diese großen Gesänge stellen das Ungewöhnliche dar; sie sind nicht unablösbar mit den zeitgebundenen Irrungen ihrer Epoche verbunden. Auch wir heute feiern und besingen uns selber. In unserer Selbsteinschätzung sind wir weit vorangekommen. Ich persönlich bin froh und zugleich nicht ohne Sorge, wenn wir auf das, was uns heute bewegt, im Lied antworten.

Ellwood S. Wolf

Assistant Editor of „Foundations“
Open Door Estates North, Apt. E-205
Norrison Road and Tennis Avenue
Spring House, Pennsylvania 19477
USA

Gekürzte und für den deutschen Sprachbereich überarbeitete Fassung; Original in: Foundations, A Baptist Journal of History and Theology, 22 (1979) 81 - 90.

Evangelisieren in einer säkularen Kultur

Überarbeitetes Referat vor der Evangelisten-Konferenz der Heimatmission des Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden im Januar 1984

Daß man das zeitlos gültige Evangelium mit zeitgemäßer Musik weitersagt bzw. -singt, ist seit 25 Jahren nichts Neues. Daß man Filme und Diaserien zeigt, dürfte seit 15 Jahren en vogue sein, und an Tanz-, Theater- und Pantomimegruppen in den Evangelisationen unserer Gemeinden gewöhnen wir uns gerade. Daß neben der klassischen Vortragsveranstaltung mit Beiprogramm eine eigene Art Zusammenkunft entstand (das geistliche Konzert, die Talkshow, der Gästebabend, der Filmabend, das Festival) — darüber freut sich das missionarische Herz unter dem Motto „auf daß etliche für Christus gewonnen würden

...“ Daß es aber z. B. im Monat Mai 1984 mehr als 154 reine Konzertveranstaltungen in den freikirchlichen und evangelikal-landeskirchlichen Kreisen der Bundesrepublik gab, was allein bei einem niedrig veranschlagten Durchschnittsbesuch von 250 Leuten knapp 40 000 Menschen bedeutete, darüber machen sich alle Ortspastoren mit schwindendem Gottesdienstbesuch auch kritisch Gedanken. Schon mischt sich in die Euphorie über die Methoden- und Formenvielfalt das Wort vom „Kulturbaptismus“.

Grund genug, sich ein paar grundlegende Gedanken über das Verhältnis des Evangelisten zu seiner Kultur zu machen.

„Jesus hatte nicht nötig, daß ihm jemand Zeugnis über den Menschen ablegte, denn er wußte selbst, was im Menschen ist“ (Joh 2, 25). Wir, seine Nachfolger und Verkündiger, sind nicht Jesus und tun deshalb gut daran, uns die „Zeugnisse dessen, was im Menschen ist“, anzuschauen, uns also sehr interessiert mit Kultur zu beschäftigen.

1. Kultur, der gestaltete Raum

„Kultur“, das ist die gesamte Gestaltung des Lebensraums eines Menschen analog zu seinen Denkvoraussetzungen — ein dürrer philosophischer Oberbegriff für Wirtschaft, Politik, Wissenschaft, Kunst, Religion. Literatur, Theater, Kino, Musik und Medien sind sensible Seismographen dessen, was in unseren Herzen und Köpfen vorgeht. Ich sage bewußt: in *unseren* Herzen und Köpfen, denn der Evangelist ist ja kein Außerirdischer, aus dieser Kultur herausgenommen und ihr gegenüberüberstehend, so daß er objektiv be- oder urteilen könnte. Auch ein Evangelist entscheidet analog zu seiner Tradition und Denkvoraussetzung, welche Bilder er im Wohnzimmer aufhängt, welche Musik er gerne hört, welche Bücher er in den Urlaub mitnimmt. Was *in uns* Menschen also an Gefühlen und Gedanken, an Ängsten und Wünschen vorgeht, fließt über die Zunge und die Finger in unsere Umwelt, materialisiert sich in Manuskripten, Texten, Spielen, Bildern, Noten und Drehbüchern und gestaltet den Lebensraum: „Kultur“ als Aus-Druck, als Projektionswand.

Wenn ich also durch eine aktiv interessierte Beschäftigung mit unserer Kultur mehr über den Menschen erfahren kann, zu dem mich Jesus geschickt hat, woher stammt dann das Desinteresse mancher Verkündiger an ihrer